

7

SOS kompakt

PRAXISWISSEN

zu Beziehungsarbeit in der Jugendhilfe



Miteinander
verbunden
sein



SOS
KINDERDORF

Sozialpädagogisches
Institut

VORWORT

„ Deswegen schätz ich auch das Kinderdorf wirklich sehr, weil die Betreuer die ersten waren in meiner ganzen Lebensgeschichte, die mich wertgeschätzt haben und meine Stärken eingeschätzt haben, meine Eigenschaften, meinen Charakter [...]. Und das hat eigentlich [...] mein ganzes Bild auf die Welt verändert, auf mich selbst verändert. Das war Wahnsinn. (Laura*, 21 Jahre)

LIEBE FACHKRÄFTE UND INTERESSIERTE,

wo immer pädagogisch gearbeitet wird, spielen Beziehungen eine zentrale Rolle: Nur im vertrauensvollen Miteinander können junge Menschen gut begleitet, unterstützt und in ihrer Entwicklung gefördert werden. Das gilt auch und ganz besonders in der stationären Erziehungshilfe. Kindern und Jugendlichen, die in Heimeinrichtungen aufwachsen, fehlt oftmals die Erfahrung von Sicherheit und Zuwendung, von Bezugspersonen, die sie respektieren und zuverlässig für sie da sind. Umso wichtiger ist es, dass sie im Rahmen der Unterbringung auf Betreuerinnen und Betreuer treffen, die ihnen stabile, tragfähige pädagogische Beziehungen anbieten.

Doch was genau macht eine gute pädagogische Beziehung aus? Wie können die Beteiligten sie gemeinsam gestalten und dabei die Balance zwischen Bindung und Eigenständigkeit, Nähe und Abgrenzung halten? Was hilft Fachkräften dabei, in herausfordernden Situationen souverän und zugewandt zu bleiben? Wie verändern sich die Rollen, wenn die stationäre Betreuung endet? Und schließlich: Was brauchen die jungen Menschen, um eigene Beziehungen leben und soziale Netzwerke aufbauen zu können? All diesen Fragen gehen wir in der vorliegenden Ausgabe nach.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen!

Ihr SPI-Team

Besonderer Dank gilt unserem Kooperationspartner, dem Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP), mit dem wir die „SOS-Längsschnittstudie zur Handlungsbefähigung junger Menschen auf dem Weg in die Eigenständigkeit“ durchführen. Im Rahmen unserer gemeinsamen Forschung wurden wichtige Inhalte erarbeitet, auf die wir bei der Erstellung der vorliegenden Broschüre zurückgegriffen haben.

* Alle Namen in dieser Ausgabe wurden geändert.

INHALT

ENTWICKLUNG BRAUCHT BEZIEHUNG	6
Junge Menschen in stationärer Unterbringung	
BEZIEHUNGEN MIT BRÜCHEN	8
PÄDAGOGISCHE BEZIEHUNGEN GESTALTEN	10
Verlässlich da sein und genau hinschauen	12
Die Balance halten: Bezogenheit vs. Autonomie	16
Beziehung gemeinsam herstellen und gestalten	17
Sensibel mit Abhängigkeiten und Machtunterschieden umgehen	18
Beziehungsförderliche Rahmenbedingungen schaffen	19
Beziehung muss sich wandeln	20
NETZWERKKOMPETENZ FÖRDERN	26
Das Netzwerk in den Blick nehmen	29
Netzwerkbereiche	32
Jedes Netzwerk ist anders	40
ANMERKUNGEN	42
MATERIAL UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR	44



ENTWICKLUNG BRAUCHT BEZIEHUNG

In Beziehung zu sein, ist ein menschliches Grundbedürfnis. Wir alle sehnen uns danach, Personen um uns zu haben, denen wir uns nahe fühlen und bei denen wir Anerkennung, Vertrauen, Geborgenheit und Unterstützung erfahren.

Gerade in jungen Jahren sind Menschen auf **Beziehungen** angewiesen: Kinder und Jugendliche brauchen Liebe, Schutz, Fürsorge und Bindung¹ zu ihren nächsten Bezugspersonen, um gesund aufwachsen zu können. Die Grunderfahrung, von diesen Bezugspersonen angenommen und wertgeschätzt zu

werden, hilft ihnen dabei, Selbstvertrauen aufzubauen, Kompetenzen zu entfalten und sich ihrer Bedürfnisse, Stärken und Schwächen bewusst zu werden – kurz: die eigene Identität zu entwickeln. So erwerben sie Stück für Stück auch die Fähigkeit, mit Schwierigkeiten umzugehen und Krisen zu bewältigen.

Die Sicherheit einer stabilen, vertrauensvollen Beziehung ist gleichzeitig eine wichtige Voraussetzung, damit junge Menschen sich nach außen orientieren können: Sie bietet ihnen den nötigen Rückhalt, um ihre Umwelt zu erkunden, verschiedene Dinge auszupro-

bieren, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen und schließlich ins eigene Leben zu starten. Neben der Bezogenheit braucht es also immer auch **Freiräume**: Beziehungen sollen nicht einengen, sondern Entwicklung ermöglichen. Dementsprechend bewegen sie sich immer in einem Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz, Verbundenheit und Autonomie.

Mit zunehmendem Alter erweitert und verändert sich der Kreis der Personen, zu denen Beziehungen aufgebaut und gepflegt werden. Diese Beziehungen können sich je nach Kontext stark in ihrem Charakter und ihrer Intensität unterscheiden. So entsteht nach und nach ein **individuelles Netzwerk**, das jeder Mensch im Laufe seines Lebens gestaltet und nutzt.



BEZIEHUNGEN MIT BRÜCHEN

Nicht immer wachsen junge Menschen in einem familiären Umfeld auf, das ihnen das Maß an Zuwendung, Geborgenheit und Beziehung bietet, das sie für eine gute Entwicklung benötigen. Das betrifft unter anderem Kinder und Jugendliche, die in stationären Einrichtungen der Erziehungshilfe untergebracht sind. Viele von ihnen haben bereits in jungen Jahren Brüche, Trennungen, emotional nicht verfügbare Bezugspersonen, Vernachlässigung oder gar Misshandlung erlebt und sind oftmals selbst psychisch belastet oder traumatisiert. Da sie kaum positive Bindungs- und Beziehungserfahrungen machen konnten und wenig Sicherheit entwickelt haben, fällt es ihnen schwerer, Vertrauen in andere Menschen zu fassen, in Beziehung zu ihnen zu treten und diese Kontakte aufrechtzuerhalten. Ein solcher Fall ist beispielsweise die heute 21-jährige Laura. Im nachfolgenden Zitat schildert sie, wie Belastungen aus der Vergangenheit sich auf ihre Fähigkeit, zu vertrauen und Beziehungen einzugehen, ausgewirkt haben.

**Ausschnitt aus einem Interview mit
Laura, 21 Jahre**

Also ich hab wirklich in sehr, sehr wenige Menschen Vertrauen [...] – nicht mal wirklich zu meinen Eltern. Das ist auch distanziert. Es ist Vertrauen da, aber durch die ganzen Vorfälle muss ich das auch irgendwie unterscheiden, das Vertrauen zu meinen Eltern in gewissen Dingen. Und ich hab aber auch zu meinem Freund [...] Vertrauen. [...] Darauf bin ich echt stolz, weil ich eine Zeit lang [...] einfach gar kein Vertrauen mehr hatte. [...] Das musste ich mir selbst wieder aufbauen, komplett, mit meiner Therapeutin.

Solche **Schwierigkeiten in der Beziehungsgestaltung** schmälern nicht zuletzt die Entfaltungschancen der betroffenen jungen Menschen: Oft mangelt es ihnen an Gelegenheiten und auch an der nötigen Ermutigung, eigene Interessen und Potentiale zu erkunden und so Ressourcen für eine gute Lebensbewältigung zu entwickeln. Das macht es ihnen als Erwachsene schwerer, mit Veränderungen und Krisen zurechtzukommen und den an sie gestellten Anforderungen gewachsen zu sein.

PÄDAGOGISCHE BEZIEHUNGEN GESTALTEN

Benachteiligten jungen Menschen vertrauensvolle und verlässliche Beziehungen anzubieten, ist der Kern des pädagogischen Handelns in der stationären Erziehungshilfe: Wenn Kinder und Jugendliche in der Heimeinrichtung auf zugewandte, empathische Betreuungspersonen treffen, erleben sie ein **Gegenmodell** zu ihren bisherigen Beziehungserfahrungen. In diesem geschützten Raum können sie sich angenommen und geborgen fühlen und so nach und nach (wieder) lernen, sich auf andere Menschen einzulassen. Eine kontinuierliche, wertschätzende Begleitung gibt ihnen außerdem den nötigen Rückhalt, um neue Erfahrungen zu sammeln, sich auszuprobieren und wichtige Entwicklungsschritte zu gehen.

Bereits hier zeigt sich also:

Pädagogik ist immer auch Beziehungsarbeit.

Erst im Rahmen von Beziehungen kann pädagogisches Bemühen seine Adressaten erreichen, können Unterstützungsleistungen der Kinder- und Jugendhilfe ihre Wirkung entfalten. Voraussetzung dafür ist, dass Fachkräfte bereit sind, Teil der pädagogischen Beziehung zu werden – das heißt, sich bewusst und reflektiert als **Beziehungspartner** zur Verfügung zu stellen und die Beziehung gemeinsam mit den Betreuten zu gestalten. Doch was bedeutet das konkret? Und was braucht es, damit förderliche pädagogische Beziehungen entstehen können?

VERLÄSSLICH DA SEIN UND GENAU HINSCHAUEN

Belastete junge Menschen fordern Fachkräfte im pädagogischen Alltag häufig außerordentlich heraus. Zugleich haben sie ein großes Bedürfnis nach Nähe und sind emotional angewiesen auf die Stabilität und Verlässlichkeit in der Beziehung zu den Betreuenden.

Um dem gerecht werden zu können, ist es wichtig, die Kinder in ihrem Entwicklungskontext zu sehen, ihre bisherigen Beziehungserfahrungen zu berücksichtigen und sich auf ihre individuellen Bedürfnisse einzustellen. Dazu gehört zunächst einmal, ihnen ein **Beziehungsangebot** zu machen, das sie in ihrem bisherigen Leben oft nicht bekommen haben: Erwachsene,

- denen sie vertrauen können,
- die zuverlässig und kontinuierlich für sie da sind,
- die ihnen vorurteilsfrei, empathisch und zugewandt begegnen,
- die sie so annehmen und respektieren, wie sie sind,
- die flexibel auf ihre Belange eingehen und sich Zeit für sie nehmen,
- die ihnen Geborgenheit und Schutz bieten, sie durch Krisen begleiten und
- die bei alledem authentisch und emotional zugänglich bleiben (vgl. dazu auch SOS kompakt, Ausgabe 2: „Sich zugehörig fühlen“, Seite 28).



Diese Verlässlichkeit und Zugewandtheit sollte für die jungen Menschen gerade auch dann spürbar sein, wenn sie Auffälligkeiten zeigen, etwa wenn sie provokant oder aggressiv auftreten. Hier hilft es, sich bewusst zu machen: Jedes Verhalten hat seinen guten Grund und ist ein Signal, das es **biografisch zu verstehen** gilt. Oftmals handelt es sich bei herausfordernden Reaktionen um „Überlebensstrategien“, die die Kinder in der Vergangenheit entwickelt haben, um bedrohliche Situationen (z.B. Vernachlässigung oder Gewalt in der Herkunftsfamilie) aushalten zu können. Wenn Fachkräfte den Hintergrund solcher Verhaltensweisen kennen, gelingt es ihnen besser, diese nicht persönlich zu nehmen, im Kontakt zu den jungen Menschen zu bleiben und ihnen auch in schwierigen Momenten zu vermitteln: „Trotz allem bin ich für dich da.“

Genau diese **Sicherheit** ist für viele Betreute eine elementare Erfahrung: Die Gewissheit, dass ihre Bezugsfachkräfte zuverlässig an ihrer Seite sind und auch bleiben, hilft ihnen dabei, Vertrauen zu fassen, sich ihrem Gegenüber zu öffnen, Belastungen und Ängste zu bearbeiten und alte Verhaltensmuster nach und nach abzulegen. Im besten Fall wächst so eine Betreuungsbeziehung, in der sich die Heranwachsenden gesehen und aufgehoben fühlen und die sie nachhaltig stärkt.

BEISPIEL AUS DER PRAXIS

Tanja wird mit acht Jahren ins SOS-Kinderdorf aufgenommen. Zuvor hat sie mit vier Halbgeschwistern bei ihrer Mutter und ihrem drogenabhängigen Stiefvater gelebt. Nach der Trennung der Eltern nehmen die Alltagsprobleme noch zu. Die Mutter ist mit der Erziehung der Kinder überfordert. Es kommt zu Gewalt und Vernachlässigung; auch Missbrauchsvorwürfe stehen im Raum. Tanja hat in dieser Zeit starke Ängste entwickelt, die sich nun in ihrem Verhalten niederschlagen: Auf Stresssituationen reagiert sie mit massiven Wutanfällen, die sie bewusst immer weiter steigert und die den Alltag in der Wohngruppe sehr herausfordern.

Ausschnitt aus einem Interview mit der Bezugserzieherin von Tanja, 14 Jahre

Also wenn so familiäre Sachen und gewisse Stresssachen waren, hat sie sich so reingesteigert [...], dass sie dann wirklich, ja, richtig Angst hatte und sich teilweise da am Anfang halt erst auch dargestellt hat. [...] Also sie hat sich hier wirklich inszeniert.

Mit viel Geduld und der Unterstützung einer Therapeutin gelingt es den zuständigen Fachkräften nach und nach, zwischen authentischen und „inszenierten“ Verhaltensweisen des Mädchens zu differenzieren und so schließlich einen Zugang zu Tanja zu finden.

Die Beziehungen zwischen stationär untergebrachten jungen Menschen und den für sie zuständigen Betreuungspersonen sind auch ein wichtiges Thema der SOS-Längsschnittstudie.² Auf die Frage nach dem Verhältnis zu ihren Bezugsfachkräften geben immerhin 59,6 % der SOS-Betreuten an, dass es eine Erziehungsperson in ihrer Gruppe gibt, der sie vertrauen.³ Umgekehrt bedeutet das aber auch, dass mehr als ein Drittel der Befragten das – vermutlich aus ganz unterschiedlichen Gründen – nicht so eindeutig formulieren kann. Diese Situation macht es für die Betroffenen deutlich schwieriger, sich auf ihr Umfeld einzulassen und pädagogische (Beziehungs-)Angebote für sich zu nutzen. Sich um diese Kinder und Jugendlichen immer wieder gezielt zu bemühen und für sie nach individuellen Unterstützungsmöglichkeiten zu suchen, bleibt für Fachkräfte eine besondere Herausforderung.

DIE BALANCE HALTEN: BEZOGENHEIT VS. AUTONOMIE

Die Entwicklung und Sozialisation von Heranwachsenden vollzieht sich immer im Spannungsfeld von Bezogenheit und Abgrenzung, von Zugehörigkeit auf der einen und Eigenständigkeit auf der anderen Seite (vgl. Seite 6f.). Mit dieser **Ambivalenz** müssen Fachkräfte permanent umgehen, wenn sie die Beziehung zu den betreuten jungen Menschen gestalten: Einerseits haben sie die kindlichen Bedürfnisse nach Bindung und Schutz zu erfüllen, andererseits sollten sie die Heranwachsenden aber auch nicht vereinnahmen. Je nach Situation gilt es also zu erspüren, welches Verhalten jeweils gefragt

ist: Wo braucht das Kind Fürsorge und Unterstützung? Und wo braucht es Freiräume, um eigene Erfahrungen zu machen, Verantwortung für sich zu übernehmen und sich als selbstwirksam zu erleben?

Es gilt also, immer wieder den Mittelweg zwischen zu viel und zu wenig Intervention zu suchen und sich um eine gesunde Balance zwischen Autonomie und Bezogenheit zu bemühen. Das Ziel ist dabei, den jungen Menschen gleichzeitig Halt und Entwicklungsmöglichkeiten zu geben.

BEZIEHUNG GEMEINSAM HERSTELLEN UND GESTALTEN

Eine pädagogische Beziehung ist jedoch keine „Einbahnstraße“, die allein von der Fachkraft gestaltet wird. Vielmehr geht Beziehung nur gemeinsam: Sie ist ein **sozialer Prozess**, in den sich Betreuende und Betreute gleichermaßen einbringen – mit ihren persönlichen Erwartungen, Erfahrungen und Voraussetzungen: Sie verbringen Zeit miteinander, lernen das Gegenüber mit seinem Charakter, seinen Gefühlen und Bedürfnissen kennen, erleben Dinge gemeinsam und tragen Konflikte aus. Daraus entsteht nach und nach ein Miteinander mit seinen ganz eigenen Gesetzen, Prägungen und Dynamiken.

Für eine gelingende Betreuungsbeziehung ist es also entscheidend, dass die Heranwachsenden die Möglichkeit haben, sie **mitzugestalten**: Sie sollten selbst bestimmen dürfen, wann und mit wem sie sich auf eine Beziehung einlassen und wie nah diese sein darf. Für Fachkräfte ergibt sich daraus die pädagogische Aufgabe, sensibel wahrzunehmen, wie die jungen Menschen auf ihr Beziehungsangebot reagieren, und einen passenden Umgang damit zu finden. Je nach Situation kann das bedeuten, Grenzen zu respektieren, sich zurückzunehmen

und nicht aufzudrängen. Es kann aber auch bedeuten, ganz bewusst an den Betreuten dranzubleiben, ihnen immer wieder Brücken zu bauen und emotional für sie erreichbar zu sein.

Neben alledem dürfen Pädagoginnen und Pädagogen aber auch sich selbst nicht aus dem Blick verlieren: Immer wieder müssen sie ausloten, wie viel **Nähe und Authentizität** sie im Rahmen der Betreuungsbeziehung anbieten und zulassen können und wie viel **Abstand** sie gleichzeitig brauchen, um sich einen professionellen Blick auf das Geschehen zu bewahren (vgl. SOS kompakt, Ausgabe 2: „Sich zugehörig fühlen“, Seite 29).

Nicht zuletzt ist es notwendig, dass Fachkräfte ihr Beziehungshandeln fortlaufend **reflektieren**. Dazu gehört, sich die eigenen Reaktions- und Verhaltensmuster ebenso bewusst zu machen wie die Bedürfnisse, Erfahrungen, vielleicht auch Verstrickungen oder Projektionen, die hinter diesen Mustern stehen. Sich selbst gut zu kennen und um (potentielle) persönliche Anteile an Konflikten zu wissen, hilft dabei, auch in herausfordernden Situationen souverän zu bleiben.



SENSIBEL MIT ABHÄNGIGKEITEN UND MACHTUNTERSCHIEDEN UMGEHEN

Pädagogische Institutionen greifen in das Leben und Empfinden der jungen Menschen, die von ihnen abhängig sind, tief ein. Es gibt immer ein **Machtungleichgewicht** in den Beziehungen zwischen Betreuenden und Betreuten. Fachkräfte sollten sich dessen bewusst sein und ihr pädagogisches Handeln immer wieder unter diesem Blickwinkel betrachten. Des Weiteren brauchen die Heranwachsenden zu jedem Zeitpunkt die Sicherheit, dass ihre Grundbedürfnisse geachtet werden und dass ihre körperliche und psychische Unversehrtheit geschützt wird. Es ist unerlässlich, dass sie ihre Rechte kennen und dass sie wissen, an wen sie sich wenden können, wenn diese Rechte missachtet werden.

Pädagoginnen und Pädagogen sollten deshalb ein offenes Ohr für alle Anliegen der

jungen Menschen haben und jederzeit als **Ansprechpartner** und Vertrauenspersonen zur Verfügung stehen. Darüber hinaus sollten sie ihrerseits auf die subtilen Signale im Verhalten von Kindern achten, nicht wegsehen und sich an andere Fachkräfte oder entsprechende Anlaufstellen wenden, wenn sie Auffälligkeiten wahrnehmen oder wenn gar ein konkreter Verdacht auf eine Unrechtshandlung aufkommt. Dazu braucht es neben einer offenen, fehlerfreundlichen Einrichtungskultur gemeinsam erarbeitete, fest etablierte **Schutzkonzepte** und Verfahrenswege, die Überforderungen und Grenzverletzungen im pädagogischen Alltag vermeiden helfen. Und nicht zuletzt ist es eine Gemeinschaftsaufgabe, diese Konzepte beständig weiterzuentwickeln und sicherzustellen, dass sie in der Praxis auch tatsächlich genutzt und umgesetzt werden.

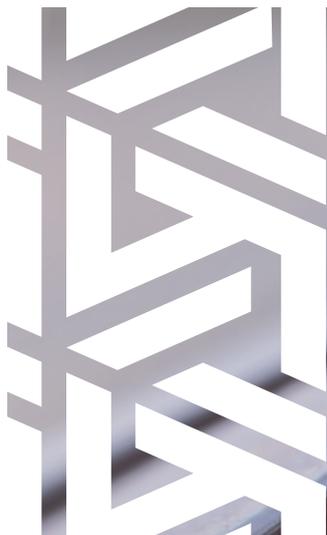
BEZIEHUNGSFÖRDERLICHE RAHMENBEDINGUNGEN SCHAFFEN

Damit Fachkräfte den ihnen anvertrauten jungen Menschen stärkende Beziehungen anbieten und diese gemeinsam mit ihnen gestalten können, müssen auch auf struktureller Ebene passende Rahmenbedingungen gegeben sein. Dazu gehören

- eine angemessene personelle Ausstattung und die nötigen zeitlichen Spielräume, um Betreuungsbeziehungen aufzubauen und zu pflegen,
- wenige Betreuerwechsel und damit ein hohes Maß an Kontinuität und Verlässlichkeit (vgl. Seite 12),
- ein durchdachtes, gut finanziertes Nachsorgekonzept, das es erlaubt, die Beziehungen zu den Heranwachsenden auch über das Betreuungsende hinaus aufrecht-

zuerhalten (vgl. dazu SOS kompakt, Ausgabe 4: „Eigene Wege gehen“, Seite 28 ff.),

- eine pädagogische Konzeption, die Fachkräften in ihrem Alltag Hilfestellung und Orientierung gibt und die sie aktiv mitgestalten können,
- verschiedene Formate und Settings, in denen Fachkräfte ihre pädagogische Arbeit angstfrei reflektieren, Problemstellungen erörtern und konkrete Handlungsweisen für den Alltag entwickeln können (z.B. Fallbesprechungen, Supervision, gegenseitiges Feedback, Unterstützung und Rückhalt bei Rückschlägen),
- umfassende Weiterbildungsmöglichkeiten (z.B. zu psychischen Belastungen, Traumata und Kinderschutz).



BEZIEHUNG MUSS SICH WANDELN

Bei allem Potential, das tragfähige pädagogische Beziehungen für ein gesundes Aufwachsen in der Heimerziehung haben, bergen sie aber auch eine besondere Herausforderung: Da die Jugendhilfe für die meisten Heranwachsenden mit Erreichen der Volljährigkeit endet, haben diese Beziehungen gewissermaßen ein „Ablaufdatum“. Das geht gerade in familialen Betreuungsformen wie z.B. der Kinderdorffamilie mit Schwierigkeiten und Widersprüchen einher: Einerseits ist es für einen gelingenden Hilfeverlauf wichtig, dass die Kinder und Jugendlichen sich im Kinderdorf zu Hause fühlen und ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihren Bezugspersonen aufbauen. Andererseits gibt es einen klar (und oftmals von außen) festgelegten Zeitpunkt, zu dem die jungen Menschen das sichere Umfeld der Heimeinrichtung verlassen müssen und nicht mehr im gleichen Umfang auf die dortige Unterstützung zurückgreifen können. Dies fordert nicht nur die Heranwachsenden heraus – auch für die Betreuenden ist es mitunter schwierig, nach jahrelangem Bemühen um Sicherheit, Bindung und Geborgenheit die Beziehung zu den jungen Menschen zu lockern. Beide Seiten – Fachkräfte und Betreute – müssen also lernen loszulassen.

Das bedeutet jedoch nicht, dass die Beziehung einfach endet, im Gegenteil: Auch nach dem Auszug kann ein gutes, vertrauensvolles Verhältnis zur Kinderdorfmutter bzw. zum Kinderdorfvater oder zu einer anderen Betreuungsperson hilfreich und stützend sein. Dazu ist es aber nötig, dass sich die Beziehung zwischen Fachkräften und Heranwachsenden nach und nach wandelt: von einer hierarchischen, nicht selbst gewählten Hilfeempfänger-Beziehung zu einer **Beziehung auf Augenhöhe** (vgl. dazu auch SOS kompakt, Ausgabe 4: „Eigene Wege gehen“ und Riedl (2021), siehe Literaturverzeichnis).

Pädagoginnen und Pädagogen sollten sich die Notwendigkeit dieses **Wandlungsprozesses** bewusst machen, diesen in Gang bringen und gestalten. Dazu gehört, die jungen Menschen bereits während der Unterbringung zu ermuntern, sich nach außen zu orientieren, schrittweise aus der Rolle des bzw. der Betreuten hinauszuwachsen und immer mehr Eigenverantwortung zu übernehmen. Dafür brauchen die Jugendlichen vielfältige Gelegenheiten, um sich auszuprobieren, neue Erfahrungen zu sammeln, sich Ziele zu setzen und diese zu verfolgen. Im Gegenzug müssen Fachkräfte ihrerseits los-

lassen, Zuständigkeiten abgeben – und den Heranwachsenden gleichzeitig die Sicherheit vermitteln, dass ihnen bei Rückschlägen jemand zuverlässig zur Seite steht. Und nicht zuletzt sollten die jungen Menschen frühzeitig dabei unterstützt werden, sich ein eigenes Netzwerk aufzubauen und dieses selbstständig zu gestalten (vgl. Seite 26 ff.).



IMPULSE FÜR DIE PRAXIS

Die folgenden Reflexionsfragen sollen Sie dabei unterstützen, verschiedene Aspekte Ihrer eigenen pädagogischen Beziehungsarbeit genauer in den Blick zu nehmen.

- Wie eng und vertrauensvoll ist das Verhältnis zu den Kindern und Jugendlichen, die ich betreue? Werde ich als Bezugsperson akzeptiert? Woran mache ich das fest?
- Wie viel Nähe und Unterstützung kann ich anbieten? Was gebe ich dabei von mir selbst preis? Wie weit kann ich mich emotional engagieren, ohne meinen fachlichen Blick auf das Geschehen zu verlieren? Wo bekomme ich ggf. Unterstützung, um diese Balance zu halten?
- Wie bringen sich die Betreuten ihrerseits in die Beziehung ein? Wie viel Nähe lassen sie zu, wo grenzen sie sich ab? Wie gut kann ich diese Abgrenzung respektieren?
- Wie groß ist das Bedürfnis der Betreuten nach Fürsorge, Schutz und Geborgenheit? Wie kann ich ihnen die nötige Zuwendung und Sicherheit geben, ohne sie einzuengen? Und wo muss ich gezielt Freiräume schaffen, um ihnen die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und Eigenverantwortung zu ermöglichen?
- Gibt es Kinder, die besonders herausforderndes Verhalten zeigen? Welche Ursachen könnte dieses Verhalten haben? Handelt es sich dabei evtl. um eine „Überlebensstrategie“, die die Betroffenen in der Vergangenheit entwickelt haben?
- Welche Beziehungserfahrungen habe ich selbst gemacht? Wie haben sie mich geprägt? Und inwieweit beeinflussen sie mein Auftreten gegenüber anderen? Gibt es z.B. bestimmte Verhaltensweisen, die mich besonders provozieren, auf die ich schnell anspringe?
- Was hilft mir dabei, mich in schwierigen Situationen innerlich abzugrenzen, souverän zu bleiben und mich nach Auseinandersetzungen wieder auf mein Gegenüber einzulassen?
- Wie gehe ich verantwortungsvoll mit dem Machtgefälle zwischen mir und den Betreuten um? Wie kann ich dazu beitragen, dass die Rechte und Bedürfnisse der jungen Menschen zu jeder Zeit geachtet und geschützt werden?
- Haben wir in unserer Einrichtung genügend Zeit und Personal, um Betreuungsbeziehungen langfristig und individuell gestalten zu können? Wie offen und fehlerfreundlich ist die Arbeitsatmosphäre im Team? Welche Möglichkeiten habe ich, mein pädagogisches Handeln in einem geschützten Rahmen zu reflektieren und weiterzuentwickeln?
- Wie leicht fällt es mir, zu gegebener Zeit auch wieder loszulassen und die jungen Menschen beim Selbstständigwerden zu unterstützen? Wie verändert sich meine Rolle, wenn sich die (ehemalige) Betreuungsbeziehung zu einer Beziehung auf Augenhöhe wandelt?

MITEINANDER VERBUNDEN SEIN



NETZWERKKOMPETENZ FÖRDERN

Wie in den vorhergehenden Kapiteln gezeigt, sind stärkende, wertschätzende Beziehungen eine wichtige Voraussetzung, damit stationär betreute junge Menschen Sicherheit entwickeln und selbstbewusst ihr Leben meistern können. Das gilt ganz besonders in Phasen des Umbruchs und der Veränderungen – etwa wenn mit dem Erwachsenwerden der Auszug aus der Heimeinrichtung, der Einstieg in den Beruf oder ein Wohnortwechsel ansteht (vgl. dazu auch SOS kompakt, Ausgabe 4: „Eigene Wege gehen“, Seite 6 f. und Seite 8 ff.).

In solchen Lebenssituationen sind verlässliche Beziehungen besonders wichtig: Die jungen Menschen brauchen ein **stabiles Netz** an Personen, an die sie sich wenden können und die ihnen in Zeiten der Unsicherheit emotionalen Halt und praktische Unterstützung bieten. Eine wichtige Anlaufstelle sind hier sicherlich die Bezugsfachkräfte aus dem Jugendhilfesystem, zu denen die Heranwachsenden idealerweise eine vertrauensvolle Beziehung aufgebaut haben (vgl. Seite 10ff.). Darüber hinaus sollten die jungen Menschen aber möglichst auch Kontakte zu Peers und anderen Erwachsenen haben, auf die sie bei Bedarf zurückgreifen können:

Ausschnitt aus einem Interview mit Benedikt, 20 Jahre

Leute [...], mit denen man dann auch reden kann, jetzt auch über andere Sachen als wie zum Beispiel mit 'ner Mutter oder so was. [...] Ja, es ist definitiv wichtig, denk ich, dass man Leute hat, mit denen man gut reden kann.

Eine solche Erfahrung der sozialen Eingebundenheit hat auch die 20-jährige Mia gemacht. Durch ihr Engagement bei der freiwilligen Feuerwehr konnte sie sich einen stabilen Freundeskreis aufbauen, von dem sie in den unterschiedlichsten Lebenslagen Unterstützung bekommen hat:

Ausschnitt aus einem Interview mit Mia, 20 Jahre

Deswegen ist die [freiwillige Feuerwehr] auch so wichtig: [...] Wo alles gut war, bis alles schlecht war, bis alles wieder gut war, war die immer dabei. Und von denen kann man auch Unterstützung erwarten und alles. [...] Die haben mir damals beim Umziehen geholfen, wo ich keinen hatte, der mir helfen konnte.

Ein zuverlässiges Netz an Vertrauenspersonen entsteht jedoch nicht einfach von selbst – vielmehr entwickelt es sich im Laufe der Zeit oder muss gezielt aufgebaut werden. Damit jungen Menschen das gelingt, müssen sie gelernt haben, Beziehungen eigenständig einzugehen, zu gestalten und zu pflegen. Dazu gehört, die Initiative ergreifen, sich öffnen und auf sein Gegenüber einlassen zu können, konstruktiv mit Differenzen umzugehen, bereit zu wechselseitigem Geben und Nehmen zu sein und dabei die eigenen Bedürfnisse nach Nähe, aber auch nach Distanz im Blick zu behalten. Diese **Netzwerk-kompetenz** ist eine elementare Ressource für das ganze Leben. In manchen Phasen kann sie eher wenig gefordert sein, in anderen dafür umso mehr – beispielsweise wenn nach einem Umzug bestehende Kontakte über eine längere Distanz aufrechterhalten und gleichzeitig neue Beziehungen in einem fremden sozialen Umfeld aufgebaut werden müssen (vgl. SOS kompakt, Ausgabe 4: „Eigene Wege gehen“, Seite 32). Für das pädagogische Handeln in der Heimerziehung bedeutet das:

Fachkräfte haben nicht nur die Aufgabe, den ihnen anvertrauten jungen Menschen verlässliche Betreuungsbeziehungen anzubieten, sondern sollten sie von Anfang an auch dabei unterstützen, selbst Netzwerkkompetenz zu entwickeln.

Sie sollten also das **eigenständige Gestalten von Beziehungen** als zentrale Entwicklungsaufgabe begreifen und die jungen Menschen beim Aufbau ebenso wie bei der Pflege ihres persönlichen Netzwerks – insbesondere auch außerhalb der Einrichtung – beratend und ermutigend begleiten. Auf diese Weise lernen die Heranwachsenden nach und nach, sich emotionalen Halt und soziale Unterstützung zu verschaffen – eine Fähigkeit, auf die sie im besten Fall auch nach dem Hilfeende zurückgreifen können.

DAS NETZWERK IN DEN BLICK NEHMEN

Doch wo können Fachkräfte ansetzen, wenn sie die Netzwerkkompetenz ihrer Betreuten fördern wollen?

Zunächst einmal gilt es, **genau hinzuschauen**: Wie ist ein junger Mensch vernetzt? Gibt es Personen, die ihm besonders nahe stehen? Wie verlässlich sind diese Beziehungen? Wie groß ist das Netzwerk insgesamt und welche Lebensbereiche deckt es ab? Gibt es eventuell Leerstellen? Oftmals lohnt es sich, diesen Fragen gemeinsam mit den Betreuten nachzugehen.

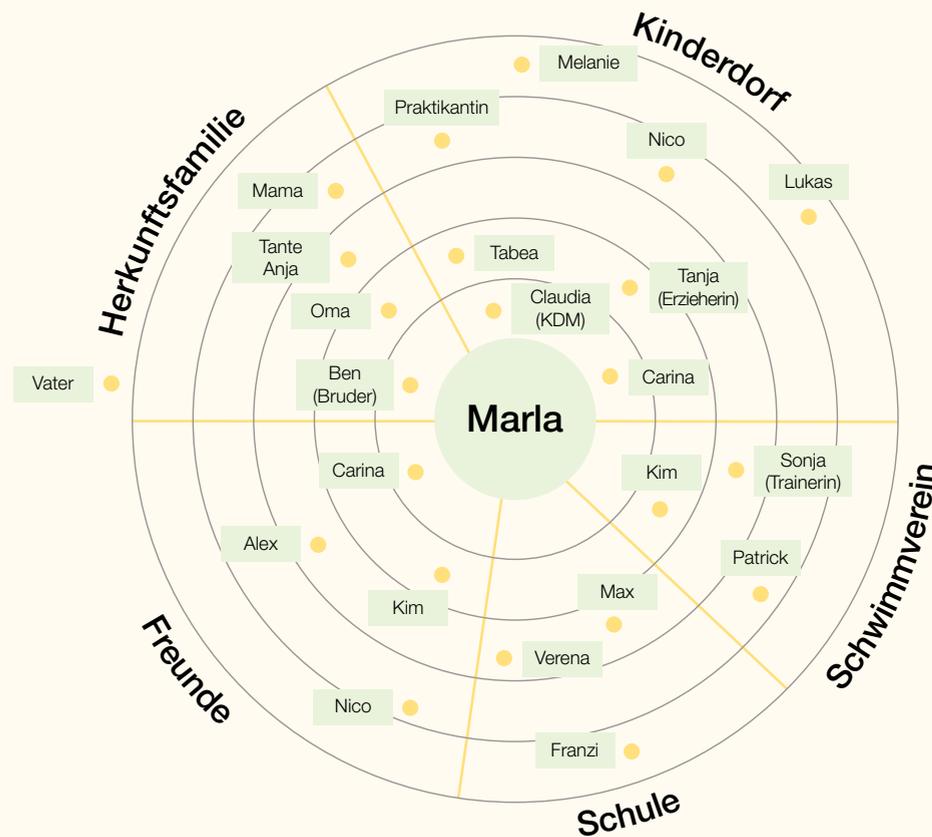
NETZWERKKARTEN

Netzwerkkarten sind ein geeignetes Instrument, um die soziale Einbettung einer Person genauer in den Blick zu nehmen und grafisch darzustellen.

- Ins Zentrum der Kreise auf der Karte wird zunächst der Name der Person geschrieben, um deren Beziehungen es geht – im unten stehenden (fiktiven) Beispiel ist das die 15-jährige Marla.
- Im nächsten Schritt unterteilt Marla die Netzwerkkarte strahlenförmig in mehrere

Abschnitte. Jeder Abschnitt steht für einen der verschiedenen Lebensbereiche, die für sie relevant sind (z.B. Kinderdorf, Familie, Freunde, Schule). Je größer der Abschnitt, desto wichtiger ist der jeweilige Lebensbereich.

- Anschließend platziert Marla in jedem Abschnitt diejenigen Personen aus ihrem Umfeld, die zum entsprechenden Lebensbereich gehören. Je enger Marlas Beziehung zu einer Person ist, desto näher rückt diese in die Mitte und umgekehrt.



Die fertige Netzwerkkarte bietet einen guten Überblick darüber, wie viele Bezugspersonen Marla hat und aus welchen Lebensbereichen sie stammen. Dabei fällt auf, dass Marla vor allem Kontakte innerhalb des Kinderdorfes pflegt und dafür einen eher kleinen Freundeskreis außerhalb der Einrichtung hat. Zudem sagt die Netzwerkkarte etwas darüber aus, welche Intensität bzw. welchen Stellenwert die einzelnen Beziehungen haben. So zeigt sich etwa, dass Marla neben der Kinderdorfmutter ihr Bruder Ben und ihre Freundin Carina am wichtigsten sind. Demgegenüber scheint sie ein deutlich distanzierteres Verhältnis zu ihrer leiblichen Mutter zu haben und verortet den Vater sogar außerhalb des Netzwerks.

Beim Erstellen der Netzwerkkarte können Reflexionsfragen helfen, mit Marla ins Gespräch zu kommen:

- Zu welchen Menschen hat sie am meisten Vertrauen, auf wen kann sie sich verlassen? Welche Kontakte würde sie gerne vertiefen?
- Bei welchen Personen fällt es Marla schwer, sie auf der Netzwerkkarte zu platzieren, und was sagt das über ihr Verhältnis zu ihnen aus?
- In welcher Relation stehen die verschiedenen Netzwerkbereiche zueinander? Nehmen sie ungefähr gleich viel Raum ein oder ist einer besonders dominant?
- Wie haben sich die Beziehungen zu bestimmten Menschen im Laufe der letzten Zeit verändert?
- Welche Netzwerkbereiche möchte Marla weiter ausbauen? Wie könnte ihr das gelingen?

NETZWERKBEREICHE

In unseren Untersuchungen haben wir uns unter anderem die Netzwerke von jungen Menschen angeschaut, die in Einrichtungen des SOS-Kinderdorfvereins aufwachsen. Dabei spielen neben den Beziehungen zu professionellen Betreuungspersonen (vgl. Seite 10) vor allem die nachfolgenden Bereiche eine Rolle.



ELTERN

Auch wenn stationär betreute junge Menschen für die Dauer der Unterbringung nicht bei ihren Eltern leben, bleibt die Beziehung zu ihnen weiterhin bestehen – und sie kann individuell unterschiedlich geprägt sein. In der Mehrzahl der Fälle ist das Verhältnis zu den Eltern eher belastet: Wie bereits erwähnt, haben viele Betroffene in ihrer Herkunftsfamilie Erfahrungen von Vernachlässigung, Gewalt oder gar Missbrauch gemacht und tun sich oftmals schwer, einen Umgang damit zu finden (vgl. Seite 8).

Durch den Aufenthalt in der Heimeinrichtung gewinnen die Kinder und Jugendlichen zunächst zwar (räumlichen) Abstand zu den Eltern, doch gerade gegen Ende der Betreuung kann es auch wieder zu einer Annäherung kommen: So gehen z.B. manche Heranwachsende nach dem Auszug aus dem Kinderdorf erst einmal zu den Eltern zurück, weil ihnen Wohnungslosigkeit droht oder weil sie aus lebenspraktischen oder emotionalen Gründen deren Nähe suchen. In solch einer Situation können verdrängte Gefühle und **familiäre Konflikte** wieder verstärkt hervortreten. Mitunter geraten die Betroffenen so erneut in eine Familiendynamik hinein, die ihnen nicht guttut und die sie daran hindert, sich ihren eigenen Zielen und Entwicklungsaufgaben ausreichend zu widmen.

Daher ist es sehr wichtig, dass sich die jungen Menschen bereits während der Betreuung gezielt mit der Beziehung zu ihren Eltern aus-

einandersetzen. Wenn dabei traumatische Erfahrungen bewältigt werden müssen, sind Therapien eine wichtige Unterstützung. Doch auch im ganz normalen Betreuungsalltag brauchen die jungen Menschen eine psychologisch fundierte, sensible pädagogische Begleitung. Dazu gehört beispielsweise eine intensive **Biografiearbeit**, die es den Heranwachsenden ermöglicht, ihre individuelle Geschichte anzuschauen und zu reflektieren. Das Verstehen und Einordnen biografischer Zusammenhänge ist für die jungen Menschen eine wichtige Grundlage, um realistische Erwartungen gegenüber der Herkunftsfamilie entwickeln und sich bewusst zu ihrer **positionieren** zu können. Diese Positionierung verläuft oftmals in Phasen, die sich zwischen Annäherung und Abgrenzung bewegen.

Pädagogische Fachkräfte können und sollten die ihnen anvertrauten jungen Menschen bei diesem Prozess begleiten und stärken – indem sie ihnen emotional und beratend zur Seite stehen, mit ihnen die Gründe für die Fremdunterbringung thematisieren und sie unvoreingenommen dabei unterstützen, das Verhältnis zu den leiblichen Eltern auszuloten und den für sie richtigen Weg zwischen Hinwendung und Distanzierung zu finden. Gut gelungen ist dies beispielsweise der heute 21-jährigen Laura. Nach ihrer Unterbringung in verschiedenen Pflegefamilien und einer SOS-Wohngruppe wohnt sie inzwischen zwar wieder bei ihren Eltern, aber sie grenzt sich trotzdem ganz bewusst von ihnen ab:

**Ausschnitt aus einem Interview mit
Laura, 21 Jahre**

Dadurch, dass ich 20 Jahre nicht bei [... meinen Eltern] gelebt hab, nehme ich meine Mutter halt anders wahr. Nicht so, wie ein Kind jetzt eine Mutter wahrnehmen sollte. Und das versteht sie halt nicht. [...] Ich muss mich da [...] doch selber immer abgrenzen. Das heißt, ich fahr auch relativ oft zu meinem Freund, ich hab meinen Beruf. [...] Mit meinen Freunden versuch ich das abzugrenzen, damit das Verhältnis dennoch gesund bleibt.

Nicht zuletzt sollte auch eine aktive, an den jeweiligen Einzelfall angepasste **Elternarbeit** Teil der pädagogischen Begleitung sein: Dort, wo es für beide Seiten sinnvoll und förderlich ist, kann der Kontakt von Eltern und Kind in einem geschützten Rahmen ermöglicht werden, z.B. bei regelmäßigen Besuchen oder gemeinsamen Aktivitäten im Einrichtungsalltag. Um Frontenbildung und Loyalitätskonflikte zu vermeiden, ist es wichtig, dass Fachkräfte dabei respektvoll und empathisch auf die Eltern eingehen. Das kann mitunter herausfordernd sein. Ebenso klar ist aber auch, dass Pädagoginnen und Pädagogen im Konfliktfall eindeutig Partei für das Kind ergreifen sollten (zur Elternarbeit vgl. ausführlich SOS kompakt, Ausgabe 2: „Sich zugehörig fühlen“, Seite 38 ff.).

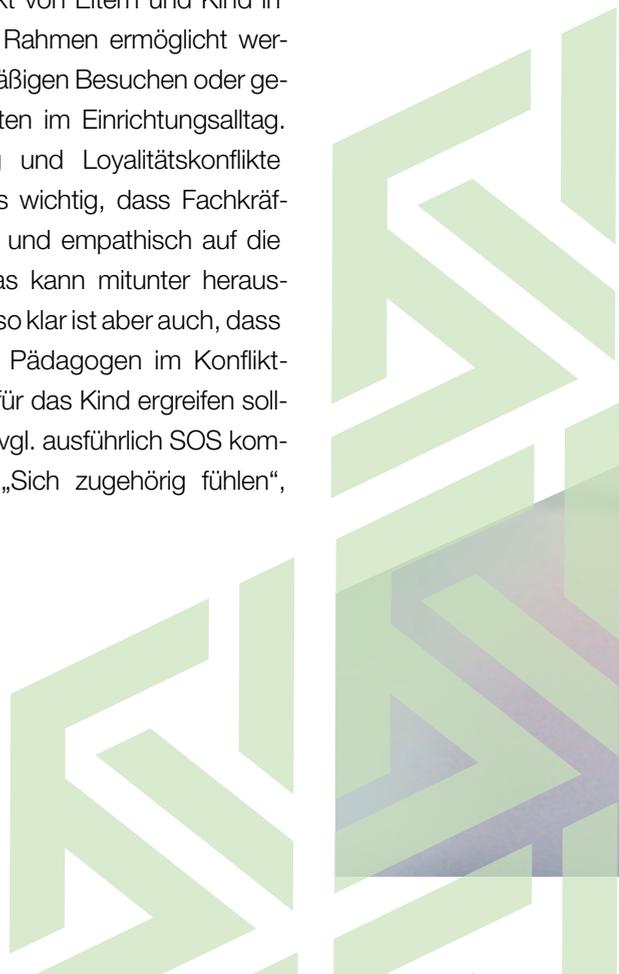
GESCHWISTER

Aus unserer Forschungsarbeit wissen wir, dass Geschwister im Leben von SOS-Betreuten und SOS-Ehemaligen einen sehr **hohen Stellenwert** haben – oftmals bedeuten sie ihnen sogar mehr als die Mutter bzw. die Eltern. Bereits in der Herkunftsfamilie sind Brüder und Schwestern einander eine wichtige Stütze und geben sich häufig auch während und nach der Betreuung gegenseitig Halt und soziale Sicherheit (vgl. SOS kompakt, Ausgabe 5: „Geschwister haben“, Seite 10 und Seite 16 ff.). Geschwisterbeziehungen können für stationär untergebrachte junge Menschen also eine große Ressource sein.

Daher lohnt es sich, das Augenmerk gezielt auf diesen Netzwerkbereich zu richten: Haben die Betreuten leibliche Geschwister? Ist der Kontakt zu ihnen eher eng oder lose? Wo liegen die Potentiale ihrer Beziehung? Und wo stehen möglicherweise Konflikte zwischen ihnen, die zu bearbeiten sind? Mit diesem Wissen können Fachkräfte Geschwistergruppen im pädagogischen Alltag angemessen begleiten und dabei unterstützen, ihr **Verhältnis zueinander zu gestalten und weiterzuentwickeln**. Dazu gehört,

- die jungen Menschen sowohl als Einzelpersonen als auch als Mitglieder der Geschwistergruppe im Blick zu haben,

- zwischen den unterschiedlichen Bedürfnissen der Geschwister zu vermitteln,
- den Austausch untereinander (auch über gemeinsame biografische Erfahrungen) zu fördern und
- starre Rollenmuster aufzubrechen (vgl. dazu ausführlich SOS kompakt, Ausgabe 5: „Geschwister haben“, Seite 36 ff.).



GLEICHALTRIGE UND FREUNDE

Um sich persönlich und sozial gut entwickeln zu können, brauchen junge Menschen den **Kontakt zu Gleichaltrigen**: Mit den Peers verbringt man seine Freizeit, man erprobt sich, trägt Konflikte aus und sucht seinen Platz innerhalb der Gruppe. Man knüpft Freundschaften, unterstützt sich gegenseitig und gibt sich auch emotional Halt. Von Gleichaltrigen akzeptiert und anerkannt zu sein, schafft Selbstvertrauen und das Gefühl von Zugehörigkeit. Dementsprechend geben in unseren Fragebogenerhebungen auch 84,5 % der SOS-Betreuten an, dass ihr Freundeskreis ihnen wichtig oder sogar sehr wichtig ist.⁴

Stationär untergebrachten Kindern und Jugendlichen bietet bereits ihr aktueller Lebensort, die **Heimeinrichtung**, einen recht niedrigschwelligen Zugang zu anderen jungen Menschen: Das tägliche Miteinander in der Wohngruppe oder Kinderdorffamilie erzeugt Gemeinschaft, und Treffen bzw. Aktivitäten mit Gleichaltrigen aus benachbarten Gruppen sind aufgrund der räumlichen Nähe leicht möglich. Das gilt nicht zuletzt für die SOS-Kinderdörfer: Immerhin

knapp zwei Drittel der von uns befragten SOS-Betreuten haben dort eine Freundschaft geschlossen, die ihnen wichtig oder sehr wichtig ist.⁵

Doch auch **außerhalb der Einrichtung** sollten die jungen Menschen Gelegenheiten haben und nutzen, Beziehungen zu Peers aufzubauen – z.B. zu Klassenkameraden und/oder zu Bekannten aus Sport, Freizeit und Ausbildung. Bei einem Großteil der SOS-Betreuten, die an unseren Erhebungen teilnehmen, scheint das der Fall zu sein: Viele von ihnen haben außerhalb des Kinderdorfes bereits einen wichtigen oder sehr wichtigen Freund gefunden.⁶ Damit solche Freundschaften entstehen können, braucht es jedoch ein gewisses Maß an Eigeninitiative: Unter den Menschen, mit denen die Heranwachsenden in einem vorgegebenen Rahmen (beispielsweise in der Schule) einen großen Teil ihrer Zeit verbringen, wählen sie Einzelne aus, zu denen sie den Kontakt ausbauen. Im besten Fall entwickeln sich so auch über den ursprünglichen Kontext hinaus stabile, längerfristige Verbindungen.

Ausschnitt aus einem Interview mit Hertha, 31 Jahre

Also, ja, Freunde sind schon sehr, sehr wichtig, neben Familie. Ja. Es gibt ja auch immer so ein schönes Sprichwort: Familie kann man sich nicht aussuchen und die Freunde schon.

Dieses bewusste „Aussuchen“ von Freunden, der Aufbau und die Aufrechterhaltung von Beziehungen zu Peers, will gelernt sein und sollte auch im Rahmen der stationären Betreuung gezielt unterstützt werden. Dazu gehört, bereits früh **Kontakte** der Kinder und Jugendlichen außerhalb der Einrichtung **zu ermöglichen und zu fördern** – etwa in der Schule, in Vereinen oder bei anderen Freizeitaktivitäten. Manchmal kann dies mit einem erhöhten organisatorischen Aufwand verbunden sein, beispielsweise wenn die Heimeinrichtung keine gute Verkehrsanbindung hat und entsprechende Fahrdienste

notwendig sind. Zudem sollte sich das Kinderdorf seinerseits **nach außen öffnen**: Veranstaltungen, Kurse oder Treffs für die Bevölkerung aus dem Umfeld befördern einen lebendigen Austausch. Wenn die Betreuten erste Kontakte nach außen geknüpft haben, sind großzügige Besuchsregelungen für die neu gewonnenen Freunde besonders wichtig. Gerade ältere Jugendliche sollten ausreichend Gelegenheit haben, **Zeit mit Gleichaltrigen** zu verbringen und frei zu gestalten.

Nicht zuletzt brauchen viele junge Menschen auch **nach ihrem Auszug** aus der Einrichtung noch Unterstützung beim Aufbau und der Pflege ihres Netzwerks. Mentorenprogramme, Gruppentreffen und Aktivitäten für Ehemalige können dazu einen wertvollen Beitrag leisten. Darüber hinaus bieten Care-Leaver-Organisationen und Selbsthilfegruppen gute Möglichkeiten, sich untereinander zu vernetzen.



PARTNERSCHAFTEN

Je älter die Betreuten werden, desto häufiger gehen sie neben Freundschaften auch Partnerbeziehungen ein.⁷ Diese Partnerbeziehungen sind vor allem dann bedeutsam, wenn das Ende der Kinderdorfzeit naht und der Schritt in die Eigenständigkeit ansteht. Einen verlässlichen Partner bzw. eine verlässliche Partnerin an ihrer Seite zu haben, kann den Heranwachsenden den Übergang ins Erwachsenenleben erleichtern, **Sicherheit bieten und Einsamkeit mindern**. Diese Erfahrung machte z.B. Leo Belle mit ihrem damaligen Freund und heutigen Mann:

Ausschnitt aus einem Interview mit Leo Belle, 31 Jahre

I: Was hat das bedeutet für Ihr Leben, dass Sie mit Ihrem Mann zusammengekommen sind?

L: Also viel, weil ich bin ja schon ein unsicherer Mensch. Das ist auch heutzutage noch ein bisschen so, dass mir neue Situationen Angst machen. [...] Aber das hat schon sehr geholfen, weil ich hab dann auch nicht alleine gewohnt, ich mag Alleinsein nicht. Und, ja, wir hatten uns halt gegenseitig.

Auch Laura sieht ihren Freund als erste Anlaufstelle bei Problemen und fühlt sich nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie von ihm verstanden:

Ausschnitt aus einem Interview mit Laura, 21 Jahre

Deswegen steht auch mein Freund momentan an erster Stelle, was jetzt irgendwelche

Probleme angeht, Herzensangelegenheiten, also da ist er wirklich immer für mich da. [...] Das ist eigentlich das Beste, was mir jetzt vor über einem Jahr passieren konnte [...]. Und er ist halt wirklich der Erste, der [...] ähnliche Probleme in der Familie [hatte], und deswegen kann er da vieles nachvollziehen und zeigt da Verständnis.

Manchmal können Partnerschaften aber auch das Gegenteil bewirken und eine gute Verselbstständigung behindern, etwa wenn sie **brüchig und wenig verlässlich** sind, wenn Abhängigkeiten oder gar Gewalt im Spiel sind. Da viele (ehemalige) Betreute angesichts ihrer biografischen Belastungen emotional sehr bedürftig sind, fällt es ihnen in solchen Fällen mitunter schwer, sich abzugrenzen oder die Beziehung zu lösen. So berichtet die heute 25-jährige Jana im Interview, wie sie unter ihrem gewalttätigen Freund gelitten hat und welche Auswirkungen dies auf ihren beruflichen Weg hatte:

Ausschnitt aus einem Interview mit Jana, 25 Jahre

Ich hatte einen Freund, nur mit ihm war es sehr schwierig. Er hat mich, äh, psychisch unter Druck gesetzt und [...] mich geschlagen, häusliche Gewalt. Also das war noch mit so ein Grund, weshalb es auch in der Lebenshilfe nicht geklappt hat, wo ich aufgehört habe.

Um solche Einbrüche und neue Traumatisierungen so gut wie möglich zu verhindern,

sollten Fachkräfte den jungen Menschen bereits während der Betreuung einen **vertrauensvollen Austausch** zu Themen rund um Partnerschaft, Sexualität und Familie anbieten:

- Was erwarten sich die Heranwachsenden von einer Partnerschaft? Welche Wünsche und Bedürfnisse haben sie? Und welche Rolle spielen dabei ihre biografischen Erfahrungen?
- Wo braucht es eventuell noch Aufklärung oder Beratung im Umgang mit der eigenen Sexualität?
- Wie kann es gelingen, eine stabile Liebesbeziehung auf Augenhöhe zu führen? Wie kann man Herausforderungen gemeinsam meistern?
- Woran merkt man, dass einem eine Beziehung nicht guttut?
- Wie geht man damit um, wenn eine Partnerschaft scheitert? Welche Menschen bieten in solch einer Krise Beistand und Unterstützung?





JEDES NETZWERK IST ANDERS

Wie die Netzwerke von (jungen) Menschen im Einzelnen zusammengesetzt sind, welche Bereiche dabei überwiegen und welche Qualität die einzelnen Beziehungen haben, ist individuell sehr unterschiedlich. Auch die Frage, wie viele Beziehungen es braucht, um gut im Leben zurechtzukommen, werden Menschen sehr verschieden beantworten: Manche können gut allein sein, manche weniger; der eine braucht ein breites Netz an Kontakten, der anderen reichen ein paar wenige, enge Freundschaften.⁸

Darüber hinaus muss beim Gestalten von Beziehungen das Spannungsverhältnis zwischen Nähe und Distanz, Geben und Neh-

men immer wieder ausbalanciert werden. Sich hier seiner persönlichen Bedürfnisse bewusst zu werden, das eigene Netzwerk daraufhin gezielt in den Blick zu nehmen und beständig weiterzuentwickeln, ist zentrale **Kompetenz und lebenslanger Prozess** zugleich.

Wenn Heranwachsende während der stationären Betreuung zugewandte, verlässliche Bezugspersonen an ihrer Seite haben, die sie auch bei der Entwicklung ihrer Netzwerkkompetenz unterstützen, haben sie gute Voraussetzungen, um auch in ihrem weiteren Leben stärkende Verbindungen zu anderen Menschen einzugehen und zu pflegen.



ANMERKUNGEN

1

Als Bindung wird eine enge emotionale Beziehung zwischen Menschen bezeichnet. Die Bindungstheorie geht davon aus, dass Kinder von Geburt an das Bedürfnis und die Fähigkeit haben, Bindungen einzugehen. Je nachdem, wie sie in den ersten Jahren den Kontakt zu ihren wichtigsten Bezugspersonen erleben, bilden sie ein individuelles Bindungsmuster aus, das ihre weitere Entwicklung und ihre Beziehungsgestaltung maßgeblich prägt. Die so erlernten Bindungsmodelle sind allerdings nicht statisch, sondern können im Laufe des Lebens durch andere soziale Erfahrungen oder Ereignisse verändert bzw. ergänzt werden.

2

Die „SOS-Längsschnittstudie zur Handlungsbefähigung junger Menschen auf dem Weg in die Eigenständigkeit“ befasst sich mit dem Aufwachen von Kindern und Jugendlichen in Einrichtungen des SOS-Kinderdorfvereins sowie mit ihrem Übergang in die Selbstständigkeit. In regelmäßigen Abständen werden Fragebogenerhebungen und Interviews mit aktuellen und ehemaligen SOS-Betreuten durchgeführt. Ziel ist es, individuelle Entwicklungen zu untersuchen, Übergänge zu analysieren und das pädagogische Handeln in den Einrichtungen weiterzuentwickeln. Mehr zur Studie unter www.sos-kinderdorf.de/sos-laengsschnittstudie.

3

Quelle: SOS-Längsschnittstudie, Fragebogenerhebung SOS-Betreute 2020 (n=468)

4

Quelle: SOS-Längsschnittstudie, Fragebogenerhebung SOS-Betreute 2020 (n=459)

5

Im Rahmen der Fragebogenerhebungen in den SOS-Einrichtungen gaben 34,3 % der Betreuten an, dass sie im Kinderdorf einen besten Freund haben, der für sie wichtig ist; 30,8 % haben dort sogar einen sehr wichtigen besten Freund (Quelle: SOS-Längsschnittstudie, Fragebogenerhebung SOS-Betreute 2020, n=452).

6

30,7 % der in den SOS-Einrichtungen befragten jungen Menschen haben einen besten Freund außerhalb des Kinderdorfes, der für sie wichtig ist; 55,9 % haben sogar einen sehr wichtigen besten Freund außerhalb der Einrichtung (Quelle: SOS-Längsschnittstudie, Fragebogenerhebung SOS-Betreute 2020, n=456).

7

42,3 % der älteren SOS-Betreuten (ab 16 Jahren) befinden sich in einer festen Beziehung (Quelle: SOS-Längsschnittstudie, Fragebogenerhebung SOS-Betreute 2020, n=194). 67,2 % hatten bereits eine oder mehrere feste Beziehungen (Quelle: SOS-Längsschnittstudie, Fragebogenerhebung SOS-Betreute 2020, n=180).

8

Daten aus den Ehemaligenbefragungen der SOS-Längsschnittstudie legen nahe, dass die Netzwerke von SOS-Care-Leavern oft eher klein sind (vgl. SOS kompakt, Ausgabe 4: „Eigene Wege gehen“, Seite 34). Dieser Befund allein lässt jedoch noch keine Rückschlüsse auf die Qualität der sozialen Beziehungen zu: Wie tragfähig und unterstützend diese für die jungen Erwachsenen sind, kann im Einzelfall sehr unterschiedlich sein.

MATERIAL UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Riedl, Karin (2021). Die sozialen Beziehungen von Care-Leavern. Netzwerkkompetenz frühzeitig stärken. SOS digital Fachartikel, herausgegeben vom Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V. Verfügbar unter www.sos-kinderdorf.de/publikationen.

Riedl, Karin (2019). „Ich könnt's mir nicht vorstellen, keine Freunde zu haben.“ – Leaving Care und Netzwerkkompetenz. In: Jugendhilfe 6, S. 1–6.

SOS-Kinderdorf e.V., Ressort Pädagogik (Hrsg.) (2019). Verlässliche Beziehungen gestalten. Empfehlungen für das Gestalten pädagogischer Beziehungen. München: Eigenverlag. Verfügbar unter www.sos-kinderdorf.de/publikationen.

SOS-Kinderdorf e.V. (2016). Fachthema Psychische Belastung. www.sos-kinderdorf.de/psychische-belastung.

SOS-Kinderdorf e.V. (2015). Fachthema Beziehung. www.sos-kinderdorf.de/beziehung.

Bisherige Ausgaben aus der Reihe „SOS kompakt“

Ausgabe 6
Sich die Welt aneignen. Praxiswissen zu Bildung in der Heimerziehung (2021)

Ausgabe 5
Geschwister haben. Praxiswissen zu Geschwistern in der Heimerziehung (2020)

Ausgabe 4
Eigene Wege gehen. Praxiswissen zum Thema Leaving Care (2019)

SOS kompakt Kartenset
Praxiswissen zur Handlungsbefähigung (2019)

Ausgabe 3
Neues wagen. Praxiswissen zur Handlungsbefähigung (2018)

Ausgabe 2
Sich zugehörig fühlen. Praxiswissen zur Handlungsbefähigung (2018)

Ausgabe 1
Zuversicht entwickeln. Praxiswissen zur Handlungsbefähigung (2017)

Alle Ausgaben von „SOS kompakt“ wurden vom Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V. herausgegeben und sind unter www.sos-kinderdorf.de/publikationen verfügbar.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

SOS-Kinderdorf e.V.
Ressort Pädagogik
Sozialpädagogisches Institut (SPI)
Renatastraße 77
80639 München
Telefon 089 12606-432
Telefax 089 12606-433
info.spi@sos-kinderdorf.de
www.sos-kinderdorf.de/paedagogik

TEXT UND REDAKTION

Dr. Caroline Kaufmann, SPI

FOTOS

Shutterstock.com
iStock.com
Unsplash.com
Pexels.com

KONZEPT UND REALISATION

ADDICTED Creative Services GmbH
www.ad-addicted.net

DRUCK

Kriechbaumer Druck GmbH & Co. KG, München

ISSN (Print) 2568-8278
ISSN (Online) 2568-9282

© 2022 SOS-Kinderdorf e.V., München. Alle Rechte sind vorbehalten.
Speicherung, Vervielfältigung, Reproduktion sowie Aufnahme in elektronische
Medien bedürfen der ausdrücklichen Erlaubnis des SOS-Kinderdorf e.V.



ISSN (Print) 2568-8278
ISSN (Online) 2568-9282

